

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan

Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm

Leipzig, 1861

IX. Abschied von Japan

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Tempel von Ben-ting.

IX. Abschied von Japan.

Simoda. — Zusatzartikel zum Vertrag. — Steinkohlen. — Naya. — Das Gerichtsverfahren der Lintin. — Ein reiselustiger Japaner. — Ansichten der Behörden über die Anwesenheit von Glaubensboten. — Abschluß eines Vertrags. — Das Geschwader trennt sich. — Perry's Rückkehr nach Newyork.

Da der „Macedonian“ am 31. Mai nach Simoda und die „Bandalia“ nach Schanghai abgefegelt war, so blieben im Hafen von Hakodadi bloß der „Powhatan“ und der „Mississippi“ zurück. In den letzten Tagen seines Aufenthalts empfing Perry noch ein Geschenk: einen Granitblock für das beabsichtigte Denkmal Washington's. Am 2. Juni 1854 lichteten die beiden Schiffe die Anker, aber

kaum hatten sie bei Sonnenaufgang die Mündung der Bucht erreicht als ein undurchdringlicher Nebel sie zwang, Halt zu machen. So wie die Sonne höher stieg, hellte das Wetter sich auf und die Schiffe kamen vor Anbruch der Dunkelheit glücklich aus der Straße heraus.

Auf der Fahrt gegen Süden bot sich nichts Bemerkenswerthes dar. Am fünften Tage sah man in der Ferne den Dampf des Vulkans von Ohosima aufsteigen und bald die Küste in deutlicheren Umrissen hervortreten. Da senkten sich wieder dicke Dünste auf Land und Meer herab, während die Schiffe eben zwischen den Inseln am Golf von Jeddo waren. Da dieses Wetter einen vollen Tag anhielt, so erreichte Perry Simoda erst am 7. Juni. Versäumt hatte er übrigens nichts, denn die verabredete Zusammenkunft mit den japanischen Bevollmächtigten sollte erst am nächsten Tage stattfinden.

Da Perry die Japaner hinlänglich kannte, um auf neue Schwierigkeiten und Verzögerungen gefaßt zu sein, so meldete er den Behörden sogleich seine Ankunft und erkundigte sich nach den japanischen Bevollmächtigten. Sie waren eingetroffen, aber für den Augenblick nicht in der Stadt. Für den nächsten Tag wurde ihr Besuch zugesagt. Die Zusammenkunft fand in einem Tempel statt und war von den gewöhnlichen Förmlichkeiten begleitet. Der eine der Bevollmächtigten war der Fürst von Surago, der zweite war ein Beamter, den wir als Oberrechnungsrath bezeichnen würden. Sie machten die Mittheilung, daß Simoda zur kaiserlichen Stadt erklärt und zwei Fürsten zu Statthaltern ernannt worden seien. Als kaiserliche Stadt müsse Simoda Mauern mit Thoren erhalten, und man wünsche die Mitwirkung der Amerikaner bei der Begrenzung des Reichbildes. In dieser Bitte lag ein Fallstrick verborgen, der übrigens sogleich zu Tage trat. Die Fremden sollten nämlich bis zu der Stadtmauer frei umhergehen, aber den Umkreis ohne besondere Erlaubniß der Beamten nicht überschreiten dürfen. Perry antwortete darauf mit der entschiedensten Weigerung, auf eine Neuerung einzugehen, die eine Verletzung des Vertrags von Kanagawa sei.

Nun kam die Reihe an die Festsetzung der Grenzen, innerhalb deren den Amerikanern in Hakodadi freie Bewegung gestattet sein solle. Dieser Punkt machte große Schwierigkeiten und veranlaßte noch zwei fruchtlose Zusammenkünfte. Einen besondern Kirchhof gestanden die Japaner auf das erste Wort zu, und ebenso waren sie sehr bereitwillig, einen Hafenmeister und Lootsen zu ernennen. Vom 8. bis zum 17. Juni wurde verhandelt und am letztern Tage erfolgte die Einigung über die folgenden Zusatzartikel:

1. Die Japaner werden das Reichbild von Simoda nach ihrem Belieben begrenzen, ohne daß dadurch an dem Recht der Amerikaner, bis auf sieben Mi ($3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) frei umhergehen zu können, etwas geändert wird.

2. Im Hafen von Simoda sollen für die Boote der Handelsschiffe und der Walfischfänger drei Landungsplätze hergerichtet werden, der eine bei der Stadt selbst, der zweite bei Kakizaki und der dritte bei der Mittelinsel. Die Bürger der Vereinigten Staaten werden die japanischen Beamten natürlich mit der gebührenden Achtung behandeln.

3. Amerikaner, die sich auf dem Lande befinden, haben zu militärischen Anstalten und zu Privathäusern keinen Zutritt, wol aber zu Kaufläden und Tempeln.

4. Zwei Tempel werden als Ruheorte für Spaziergänger eingeräumt und auch besondere Wirthshäuser für sie errichtet werden.

5. In der Nähe eines Tempels zu Katizaki ist ein amerikanischer Begräbnisplatz eingerichtet worden.

6. Da es sehr schwierig sein würde, nach Hakodadi Steinkohlen zu schaffen, so verspricht Commodore Perry, sich in Washington dafür zu verwenden, daß die japanische Regierung von ihrer Verpflichtung, dort eine Kohlenniederlage zu errichten, befreit wird.

7. Die chinesische Sprache soll bei Verhandlungen nur dann angewendet werden, wenn ein des Holländischen kundiger Dolmetscher fehlt.

8. So oft in einem Laden Artikel ausgewählt werden, sollen sie mit dem Namen des Käufers und der Höhe des verabredeten Preises bezeichnet und in das Regierungsgebäude abgeliefert werden, wo sie an die japanischen Beamten zu bezahlen und von denselben auszuliefern sind.

9. Das Schießen von Vögeln und andern Thieren ist in Japan allgemein verboten und dieses Gesetz muß auch von den Amerikanern beobachtet werden.

10. Fünf Ri (2½ deutsche Meilen) bilden die äußerste Grenze, bis zu der die Amerikaner in Hakodadi gehen dürfen.

Keine Bestimmung war schwieriger zu erlangen gewesen, als die über die Grenzen von Simoda und Hakodadi. Die Japaner vertheidigten sich wie ein tapferes Heer, das geschlagen worden ist, aber noch auf dem Rückzuge dem Feinde den Boden Fuß für Fuß streitig macht. Was namentlich Hakodadi betrifft, so wollten sie die Fremden zuerst auf eine Straße, dann auf die ganze Stadt, später auf ein und zuletzt auf 3½ Ri beschränken. Sie entschuldigten ihre Hartnäckigkeit damit, daß die kaiserliche Gewalt sich weder 7, noch auch nur 5 Ri weit erstrecke, und in der That waren die Amerikaner Augenzeugen, daß die Grenze Simoda's in einer Entfernung von nur ½ deutschen Meile gezogen wurde. Das wahre Motiv war aber wol die Furcht der Japaner, daß der fremde Einfluß übermächtig werden könne, wenn man ihn nicht möglichst beschränke. Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten war noch nicht vergessen worden, und unser deutsches Sprüchwort von den Leuten, die sich die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen den kleinen Finger giebt, stand in Japan offenbar im höchsten Ansehn.

In Simoda wurden die Amerikaner mit Steinkohlen versorgt. Man hatte sie in Packförden von geflochtenem Reisstroh, natürlich mit großer Mühe und unter beträchtlichen Kosten herbeigebracht. Perry hatte wiederholt gehört, daß das Land viel Kohlen besitze und die Einwohner mit dem Gebrauch dieses Brennstoffes bekannt seien, aber hier wurde dies nicht bestätigt, denn die Kohlen waren von der Oberfläche des Lagers abgenommen worden, so daß wenigstens in dieser Gegend kein Bergbau auf Kohlen betrieben zu werden schien. Als man sie auf den Dampfschiffen versuchte, fanden die Maschinisten sie so unbrauchbar, daß keine

regelmäßige Feuerung mit ihnen bewirkt werden konnte. Andere Kohlen, die man aus Japan nach Amerika mitbrachte, waren besser, ließen aber auch viel Asche und Schlacken zurück.

In den letzten Tagen kam es noch zu einigen Zwistigkeiten. Die Amerikaner hatten Segelstangen bestellt und sie bezahlt. Als sie abgeholt werden sollten, ergab es sich, daß die Japaner nicht einmal die Bäume gefällt hatten, die dazu aus- gesucht worden waren. Ferner wurden die Preise für alle Waaren so hoch gestellt, daß Perry ernstliche Beschwerde führte. Merkwürdiger Weise kam er nicht ein Mal auf den Gedanken, daß die Theuerung von ihm selbst herrühre und daß er den vertragsmäßigen Werth des Dollars viel zu niedrig, zu einem bloßen Drittheil seines Werths, angesetzt habe. Endlich kam auch die Angelegenheit des armen schiffbrüchigen Japaners, der auf einem der Schiffe als Matrose diente, wieder zur Sprache.

Eines Tages kamen mehrere Beamte an Bord und verlangten die Auslieferung des armen Menschen. Perry wollte ihre Forderung erfüllen, jedoch unter der Bedingung, daß der Japaner für sein Verbrechen, als Schiffbrüchiger in einem fremden Lande Aufnahme gefunden zu haben, nicht bestraft werde. In dieser Beziehung versprachen die Beamten alles Mögliche und wollten sogar jede verlangte Garantie bieten. Da der Schiffbrüchige als amerikanischer Matrose nicht gezwungen werden konnte, nach Japan zurückzukehren, so kam Alles auf seine Einwilligung an. Man führte ihn auf das Verdeck, wo er sich sogleich zitternd zu den Füßen seiner Landsleute warf. Diese schienen ihm eifrig zuzureden, daß er in sein Vaterland und zu seinen Verwandten, die sich sehr nach ihm sehnten, zurückkehren möge, aber Alles, was sie sagten, war in den Wind gesprochen. Wir wollen hinzufügen, daß der japanische Matrose im „Mississippi“ nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Einer seiner Schiffsgenossen, der sich seiner Bekehrung sehr angenommen hatte, nahm ihn mit sich auf eine kleine Besitzung, die er im Innern des Staates Newyork besaß, und dort scheint der Japaner sein Leben beschließen zu wollen. Einer der andern Schiffbrüchigen, die in China zurück- geblieben waren, stieg in Makao an Bord des „Mississippi“ und lebte später als Schützling des Commodore's in den Vereinigten Staaten.

Nach diesen Differenzen stellte sich die beste Eintracht her. Auch hier erhielt die Amerikaner einen Block für das Denkmal Washington's zum Geschenk. Unter den übrigen Andenken, die man ihnen mitgab, befanden sich mehrere der kleinen Hunde, die wir früher beschrieben haben. Die Unterredungen, die immer den freundschaftlichsten Ton annahmen, verbreiteten sich über japanische und nord-amerikanische Sitten, über Handelsinteressen, über die Revolution in China und namentlich über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

Am 28. Juni 1854 erfolgte die Abfahrt von Simoda. Man nahm Abschied von dem Lande, das sich seit Jahrhunderten so streng abgeschlossenen gehalten, und dessen starre Formen man durch eine kluge Paarung von zäher Ausdauer, drohendem Ernst und Humanität wenigstens in seinen äußersten Bollwerken gebrochen hatte. Der „Macedonian“ und das Transportschiff „Supply“ nahmen

die Richtung auf die Insel Formosa, der „Mississippi“, der „Powhatan“ und der „Southampton“ steuerten nach den Lüküu. Die drei letztern hielten sich so nahe als möglich an die östliche Seite von Ohosima, um die astronomische Lage derselben wie die Vorgebirge und Buchten kennen zu lernen. In einer der letztern landete ein Boot und man fand ein kleines Dorf, dessen armfelig gekleidete Bewohner sich am Ufer mit Waffen nach ihrer Art: Stöcken, Steinen und einer alten Flinte, aufstellten. Trotz ihres kriegerischen Gebahrens waren sie ganz freundlich und gaben den Amerikanern für Brod und Schweinefleisch einige Hühner und Gemüse. Wahrscheinlich war dies das erste mal, daß Christen auf Ohosima landeten.

Am 1. Juli war Perry im Hafen von Napa. Es war dies der fünfte und letzte Besuch der Amerikaner auf den Lüküu. Was inzwischen bei der Kohlen-niederlage vorgefallen war, schien die unfreundlichste Gesinnung der Inselbewohner anzudeuten. Amerikaner waren mit Steinen geworfen worden, ein Matrose hatte von einem eingeborenen Fleischer Schläge bekommen, ein anderer war segar unter Umständen, die auf einen Mord schließen ließen, an der Küste tod gefunden worden. Bei näherer Betrachtung erwiesen sich alle diese Vorgänge nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick aussahen. Die Steine hatten spielende Kinder geworfen, der geschlagene Matrose hatte dem Fleischer ein Stück Fleisch weggenommen und im Streit zuerst das Messer gezogen, und was den erschlagenen Matrosen betraf, so hatte er gegen eine Frau eine todeswürdige Schandthat begangen.

So wenig Perry daran denken konnte, für einen solchen Menschen Partei zu nehmen, durfte er einen Mord nicht ungeahndet hingehen lassen. Er verlangte eine strenge Untersuchung, und sie wurde ihm gewährt. Sechs Oberrichter bildeten den Gerichtshof, und der Regent wohnte mit seinem Schatzmeister den Verhandlungen bei. Was sich durch die Zeugenaussagen ergab, war Folgendes:

Am 12. Juni gehen drei amerikanische Matrosen in den Straßen von Napa umher, bemächtigen sich dort alles vorhandenen Sakk's und betrinken sich. Zwei von ihnen schlafen ein, der dritte klettert über eine Mauer und stößt auf eine Frau, die er in empörender Weise mißhandelt. Ihr Geschrei lockt Leute herbei, vor denen der Matrose die Flucht ergreift. Man verfolgt ihn, man wirft ihn mit Steinen, und am Strande angekommen, fällt er ins Wasser und ertrinkt.

Ein Eingeborener hatte die Verfolgung angeflist, fünf andere waren besonders thätig gewesen. Ob der Matrose so ganz von selbst ins Wasser gefallen war, stand sehr dahin. Wahrscheinlich hatte man ihn durch Steinwürfe und Schläge bewußtlos gemacht und dann ertränkt. Obgleich dieser Thatbestand nicht erwiesen wurde, führten die japanischen Behörden den Rädelsführer auf Perry's Flaggen-schiff und überlieferten ihn den Amerikanern, damit diese ihn nach Gütbücken bestrafen. Der Commodore wies den Menschen zurück, und die einheimischen Behörden sprachen nun selbst das Urtheil. Gegen den Rädelsführer wurde lebens-längliche, gegen seine Gehülfsen zeitweilige Verbannung auf eine benachbarte Insel erkannt.

Bei dieser Untersuchung wurden die Amerikaner mit dem Gerichtsverfahren in peinlichen Fällen bekannt, das auf der Insel gilt. Seine einzige gute Seite ist

seine Oeffentlichkeit. In diesem Falle war sie übrigens eine eigenthümlich beschränkte, indem bloß der Regent mit seinem ersten Beamten und einige ausdrücklich eingeladene Amerikaner den Verhandlungen beizwohnten. Die Gerichtshalle öffnete sich nach außen, und dort knieten die Angeklagten auf dem Erdboden, mit dem Kopf, der sich gegen den Richter wendete, gerade so hoch über dem erhöhten Fußboden, daß man das Gesicht sehen konnte. Antwortete einer der Verbrecher nicht, oder hielt er hartnäckig mit der Wahrheit zurück, so hand man ihm die Ellenbogen auf dem Rücken zusammen, und zauderte er nun noch einen Augenblick, so schlugen ihn zwei Gerichtsdiener, die rechts und links vor ihm standen, mit dicken Stöcken in die Seiten. Diese Folter verfehlte ihren Zweck nie.



Ein küßender Bonze.

Die Jahreszeit war eine vorgerückte, aber noch klebten an den Thüren die beschriebenen Papierstreifen, welche die Stelle unserer Neujahrswünsche vertreten. Da das japanische Neujahr in den Frühling fällt, so nahmen die meisten dieser Glückwünsche auf das Erwachen der Natur Bezug. Einige hatten einen biblischen Charakter, in andern verrieth sich die ostasiatische Vorliebe für Uebertreibungen. Unsere Leser mögen die folgenden Neujahrswünsche mit den unsrigen vergleichen.

„Helle Wolken begrüßen die aufgehende strahlende Sonne, zehntausend Freuden heißen den Frühling willkommen.

Mögen Alle diese Tage allgemeinen Friedens besingen und sich in Gemeinschaft des Frühlingseintritts erfreuen!

Möge jede Thür Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet sein!

Dein Glück sei so groß als das Meer im Osten, und mögest Du so alt als wie die Berge im Süden werden!

Die Pflanz des Landes der Götter reißt in dreißig Jahrhunderten; möge das Haus am Seestrand mit neunzig Herbstern mehr gesegnet sein!

Die drei Sterne Frieden, ein Amt und ein hohes Alter mögen in Deiner Thür einziehen und Söhne, Reichthümer und Ehren Dein Thor segnen!

Alles Glück kommt vom Himmel.

Wie der Wind und das Licht ihren Umgang durch die Welt halten, so steigt der fröhliche Frühling vom Himmel zu uns nieder!“

Wie man sieht, spricht sich nur in einem dieser Glückwünsche ein frommer Gedanke aus. Alle andern beschäftigen sich mit den Reizen der Natur oder mit

den irdischen Dingen, die dem Menschen als wünschenswerth erscheinen. Sollte man daraus nicht fast schließen müssen, daß die gebildete Bevölkerung die Frömmigkeit den Priestern überläßt? Dieser Stand ist stark vertreten, und die Gestalt des hüßenden Bonzen ist in demselben Ausdruck, den sie in Japan und auf unserm Bilde hat, eine häufige Erscheinung. Die Rosenkränze, die man in den Läden kaufen kann, haben die folgende Form.



Japanische Rosenkränze.

Die Kohlen der Niederlage ließ Perry, da er sie für sich brauchte, an Bord schaffen. Das Gebäude wurde den Behörden mit der Bitte übergeben, es in Ordnung zu halten und alle Kohlen, die von Schiffen gebracht würden, darin aufzunehmen. Sie gaben dieses Versprechen ohne Rückhalt, wie denn überhaupt die Beziehungen der Amerikaner zu den Einwohnern fortwährend die besten waren. Dies zeigte sich namentlich, als der wichtige Zweck zur Rede kam, der Perry noch einmal nach den Lintiu geführt hatte.

Mochten nun Weisungen aus Japan eingetroffen sein, oder mochte der Regent durch das bestimmt werden, was er von den Amerikanern über ihren Erfolg in Kanagawa hörte, genug er machte gegen einen Handelsvertrag nicht die leiseste Einwendung. Gleich bei der ersten Zusammenkunft, die am 8. Juli stattfand, kam Alles zu Stande. Nur den Eingang des Vertragsentwurfs ließ der Regent nicht gelten, weil die Lintiu darin als unabhängig bezeichnet wurden. Diese Stelle, sagte er, würde ihm Verlegenheiten mit „China“ zuziehen, denn gegen dieses Reich habe er Lehnspflichten zu erfüllen. Was die Artikel des Vertrags selbst betreffe, so genehmige er sie und werde sie getreulich zur Ausführung bringen.

Er hielt Wort und verrieth nicht ein einziges Mal eine Hinneigung zu jener zögernden und gewundenen Politik Japans, welche Perry's Geduld auf so manche harte Probe gesetzt hatte. Am 11. Juli wurde der Vertrag unterzeichnet.

Diejenigen seiner Bestimmungen, welche mit denen des Vertrags von Kanagawa gleichlauten, übergehen wir. Eine Entscheidung über den Geldwerth wurde nicht getroffen und nur im Allgemeinen festgesetzt, daß Alles zu angemessenen Preisen verkauft oder geliefert werden solle. Die Behörden übernahmen die aus-

Steger, Japan.

drückliche Verpflichtung, sich auf keine Weise in den Verkehr der Amerikaner mit den Eingebornen einzumischen. Wenn Schiffe an den Liukiu scheitern, wurde verabredet, so wird bei der Rettung der Mannschaften und Güter thätige Hülfe geleistet und alle geborgenen Waaren sollen in Niederlagen geschafft werden, aus denen sie von andern Schiffen derselben Nation nach Erstattung der aufgewendeten Kosten abgeholt werden können. Eine Grenze, bis zu welcher landende Amerikaner gehen könnten, wurde nicht gezogen. Darin war dieser Vertrag von dem japanischen völlig abweichend, daß er den Amerikanern das Recht beilegte, überall frei, ohne begleitende Beamte und ohne Späher, umhergehen zu dürfen. Das an der armen Frau vollzogene Verbrechen rief den folgenden Zusatz hervor: „Wenn Amerikaner sich den Eingang in Häuser erzwingen, oder Frauen beleidigen, oder Leute zwingen, ihnen Waaren zu verkaufen, oder ähnliche ungesetzhliche Handlungen begehen, so sollen sie von den Ortsbehörden, ohne daß man sie mißhandelt, verhaftet und an den Kapitän ihres Schiffs zur Befrafung abgeliefert werden.“ Der übrige Inhalt bezieht sich auf die Lieferung von Holz und Wasser und auf die Anstellung von Lootsen.

Bei den amtlichen Zusammenkünften und Festen sahen die Amerikaner nichts Neues. Ihr patriotisches Gefühl empfand eine Befriedigung, indem auch hier unter den Gaben des Regenten ein Block für Washington's Denkmal war. In dem Perry diese Geschenke erwiederte, vergaß er die unglückliche Frau nicht, die der erschlagene Matrose gemißhandelt hatte. Die größte Freude machte er den Behörden nicht durch seine amerikanischen und europäischen Seltenheiten, sondern durch die Erklärung, daß er den Glaubensboten Betelheim mitnehmen werde. In ihren Freudenbecher fiel indeß ein Tropfen Barmherzigkeit: es war bereits ein anderer Glaubensbote da, der ehrwürdige Moreton, und diesen wollte Perry nicht mitnehmen. Trotz seiner Weigerung ließen sich die Behörden die Mühe nicht verdrießen, den Gegenstand noch einmal anzuregen, und schrieben folgenden Brief an den Commodore:

„Eine vorbereitete Erklärung. Scho = su = sing, Oberaufseher der Geschäfte im Königreich Liukiu, und Ba Rio = si, Schatzmeister zu Schudy, bitten Ew. Excellenz dringend, Ihre freundliche Aufmerksamkeit auf einige Umstände zu richten. Zeigen Sie Mitleid mit unserm kleinen Lande und führen Sie Betelheim und Moreton, die hier lange leben, in ihr Vaterland zurück.

In den Jahren 1846 kamen einige französische (englische) Offiziere hieher, und der Engländer (Deutsch = Ungar) Betelheim brachte sein Weib und seine Kinder mit, um bei uns zu wohnen, und sie verlangten Alle, daß wir ihnen täglich etwas gäben, woraus für uns fortwährend Aerger und Unruhe entstand. So oft ein englisches oder französisches Schiff erschien, stellten wir diese Umstände dringlich vor und baten, daß man diese Leute mitnehmen möge. Die Franzosen kannten unsere Noth, aber sie gingen 1848 in ihr Vaterland und kehrten nicht zurück. Betelheim hat seit Jahren hier gelagert und ist nicht gegangen, ja er hat Moreton hergezogen, damit er zum Mißbehagen des Volks, zum Unbehagen und Unglück des Landes seinen Platz einnehme und hier lebe.

Wir haben erfahren, daß Ew. Excellenz Macht über alle Meere Ostindiens, China's und Japans besitzt, und daß kein Schiff der westlichen Länder aus einem dieser Meere ins andere segeln kann, ohne daß Sie seine Bewegungen kennen und sie leiten. Deswegen schildern wir Ihnen unsere traurige Lage in allen ihren Einzelheiten und bitten Sie, Betelheim und Moreton mitzunehmen. Dies wird uns trösten, uns aus unserer bedrückten Lage erheben und uns in einer Weise verpflichten, die sich nicht ausdrücken läßt. Wir wünschen, daß Ihr Leben im Genuß des höchsten Glücks sich über tausend Herbst- verlängern möge!"

Wir haben dieses Schreiben mitgetheilt, weil es einen Beitrag zur Beurtheilung der Frage liefert, welche Aussichten das Christenthum in Japan und im Königreiche der Liu-kiu hat.

So wenig Perry den Glaubensboten Moreton mitnehmen konnte, eben so wenig durfte er die Bitte eines Einwohners erfüllen, der nach den Vereinigten Staaten mitsegeln wollte. Der Mann war ein Japaner, der in irgend einer Eigenschaft auf Groß Liu-kiu lebte. In einer stillen Nacht schwamm er mit einem Kleiderbündel auf dem Kopfe zum Lexington und trug seinen Wunsch vor. Von dort wurde er auf das Flaggen-schiff geschickt, damit Perry über ihn entscheide. Da dem Reiselustigen die Genehmigung seiner Behörde fehlte, so konnte Perry weiter nichts thun, als ihn an die strengen Geseze seiner Heimat gegen das Reisen zu erinnern und ihn an das Land zurückzuschicken.

Perry hatte sein Werk rühmlich gethan. Mit Handelsverträgen, die man den Umständen nach nicht besser erwarten konnte, kehrte er in sein Vaterland zurück und bewies durch den Erfolg seines Unternehmens, wie sehr er des Vertrauens würdig gewesen war, das man in ihn gesetzt hatte. Er durfte sich sagen, daß er nicht bloß seinem Vaterlande, sondern der ganzen Welt durch die Erforschung von Japan einen Dienst geleistet habe. Es war gewiß, daß andere Völker den von ihm gezeigten Weg betreten und in seinen Fußstapfen zu demselben Ziel gelangen würden. Es war nicht möglich, daß die Japaner, nachdem sie einem Volke so viel bewilligt hatten, gegen alle andern, und besonders gegen die bisher bevorzugten Holländer, ihr System aufrecht zu erhalten vermochten. Nach Allem, was er in Japan gesehen hatte, mußte er die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß seine Thätigkeit in jenem Lande selbst die segensreichsten Folgen hervorrufen werde. Er hatte dort ein strebames, verständiges Volk gesehen, das bei jeder Gelegenheit seinen Drang, von den Fremden zu lernen, an den Tag legte. Dieses Volk war bisher künstlich abgesperrt worden, und dem hatte Perry ein Ende gemacht. Je mehr die Fremden Eingang finden, um so mehr müssen auch fremde Ideen und fremde Kenntnisse sich verbreiten, woraus eine höhere Bildung von selbst folgt. Dies ist in den wenigen Jahren, die seit Perry's Besuch verflossen sind, bereits in überraschender Weise geschehen. Es hat freilich immer etwas Gewagtes, die Entwicklung eines Volkes von so sehr abweichendem Wesen vorherzusagen zu wollen.

Bei der Abfahrt von Napa trennte sich das Geschwader. Der „Mississippi“, an dessen Bord Perry war, segelte nach Hongkong, der „Bowhattan“ zunächst nach Amoy, der „Macedonian“ mit dem Vorrathsschiff „Supply“ nach der chinesi-

schen Insel Formosa. Die letzte Reise ergab glückliche Resultate, indem die Amerikaner nicht blos einen guten Hafen, sondern auch vortreffliche Steinkohlen fanden, die ohne Mühe und Kosten auf die Schiffe geschafft werden können, weil die Lager dicht an der Küste liegen.

In Hongkong fand Perry Depeschen aus Amerika. Von den vielfachen Gemüthsbewegungen der letzten Jahre so angegriffen, daß auch sein Körper zu leiden anfing, hatte er schon von Japan aus um Urlaub gebeten, damit er sich in seiner Heimat wieder herstellen könne. Diesen Urlaub erhielt er jetzt, und es wurde ihm freigestellt, ob er im „Mississippi“ zurückkehren, oder den Ueberlandweg wählen wolle. Er entschied sich für das letztere, da die Verwickelungen mit den chinesischen Behörden, die sich von den Engländern auf die Amerikaner erstreckt hatten, eine Verminderung des amerikanischen Geschwaders für den Augenblick nicht rathsam machten. Er bestieg den englischen Postdampfer „Hindostan“ und war am 12. Januar 1855 in Newyork. Seine Abwesenheit hatte zwei Jahre und zwei Monate gedauert.

Am 23. April 1855 lief der „Mississippi“ in den Hafen von Newyork ein. Am folgenden Tage ging Perry an Bord und strich seine Flagge, wodurch er den Schlußakt seines ruhmreichen Unternehmens vollzog.

